

978-3-476-02424-4 Eisenberg, Grundriss der deutschen Grammatik/Band 2: Der Satz/

4., aktualisierte und überarbeitete Auflage

© 2013 Verlag J.B. Metzler (www.metzlerverlag.de)



J.B.METZLER

1. Rahmen und Zielsetzungen

1.1 Zur Aufgabe von Grammatiken

Deutsch, Standarddeutsch, gutes und richtiges Deutsch

Eine Grammatik als Gebrauchsbuch soll Auskunft darüber geben, was richtig und was falsch ist. Eine deutsche Grammatik stellt fest, was zum Deutschen gehört und was nicht. Das Richtige seinerseits ist für eine Gebrauchsgrammatik nicht einfach richtig, sondern es kann »kaum noch gebräuchlich« oder »sogar schon möglich« sein, »unschön« oder »gewählt«, »geziert« oder »schwerfällig«.

Diese und viele andere wertende Prädikate verwenden Grammatiken zur Kennzeichnung von Ausdrücken, die für die große Mehrheit der Sprecher des Deutschen selbstverständlich sind, die sie gebrauchen, ohne sich je um die Meinung einer Grammatik zu kümmern. Fängt jemand erst an, eine Grammatik zu konsultieren, so hat sich sein Verhältnis zur Sprache schon entscheidend geändert. Er ist zu ihr auf Distanz gegangen, er ist dabei, seine Sprache mit »dem Deutschen« zu vergleichen.

Das Verhältnis von Gebrauchsgrammatik und Sprache wird ganz deutlich, wenn man sich vorstellt, es gäbe keine Grammatik. Wir unterstellen, dass der Wille zum richtigen und sogar guten Deutsch nicht an der Existenz einer Grammatik hängt, wo immer er sonst herkommt. Wer ohne eine Grammatik richtig und gut sprechen will und sich dabei nicht auf sich selbst verlässt, kann nichts anderes tun, als andere Sprecher fragen, ob man so und so sagen könne. Irgendwann wird es ihm dann wie Schuppen von den Augen fallen, dass er von seinem Nachbarn oder irgendjemandem sonst keine bessere Auskunft bekommen kann als von sich selbst. Sagt ihm jemand »Du sprichst schlecht« oder »Deine Ausdrucksweise ist unschön«, so wird ihm klar, dass gut und schlecht, schön und unschön, richtig und falsch nichts sind als andere Bezeichnungen für »meine Sprache« und »deine Sprache«.

Die Funktion von Grammatiken in diesem Zusammenhang ist es seit jeher gewesen, das Denken in den Kategorien »meine Sprache« und »deine Sprache« zu vermeiden und zu verhindern, es gar nicht dazu kommen zu lassen. Ist eine Grammatik als explizite, kodifizierte Norm einmal anerkannt, so beweist das nur, dass auch die Existenz einer bestimmten Sprachausprägung, etwa das Hoch- oder Standarddeutsche, als weitgehend unabhängig von den Sprechern anerkannt ist. Die Grammatik als kodifizierte Norm verhilft einer bestimmten Sprachausprägung zum Anschein des Natürlichen, zumindest aber des nicht hinterfragbar Gegebenen. Zwar mögen einsichtsvolle Leute – unter ihnen sicherlich die Sprachwissenschaftler – längst wissen und auch sagen, dass es »das Hochdeutsche« nicht gibt, dass die Sprache des Einen nicht schlechter sei als die des Anderen und dass es lediglich praktische Gründe für sprachliche Vereinheitlichungen zum Standarddeutschen gebe: Sie werden wenig an der verbreiteten Vorstellung ändern, man könne mit Hilfe der Grammatik zu gutem und richtigem Deutsch gelangen. Wer nicht glaubt, dass es sich so verhält, sollte einmal einige der Briefe mit Anfragen an Sprachberatungsstellen lesen (Tebartz-van Elst 1991; Stetter 1995). Die Mitarbeiter solcher Beratungsstellen

werden kaum einmal um ihre Ansicht zu diesem oder jenem Problem gebeten. Meist wird vielmehr gefragt, wie es sich denn ‚wirklich‘ verhalte.

Und der Bedarf an Sprachberatung wächst. Für das Deutsche verfügen wir seit langem über eine große, jetzt schnell zunehmende Zahl von Sprachratgebern in Buchform (Riegel 2007), dazu über ungefähr ein Dutzend Institutionen und eine Reihe von Einzelpersonen, die eine kommerzielle Sprachberatung anbieten. Allein beim Duden gehen täglich bis zu 200 Anfragen ein (Konopka/Kunkel-Razum/Münzberg 2010). »Auffallend ist der Anstieg von Gründungen in den letzten fünfzehn Jahren« (Lehr 1998: 207). Diese Entwicklung steht in auffälligem Gegensatz zum Selbstverständnis zumindest eines bedeutenden Teils der Sprachwissenschaft. Die Sprachwissenschaft hat sich ja während der 1970er Jahre ausdrücklich unter deskriptiver Flagge neu konstituiert. Älteren Grammatiken hielt man neben ihrer historischen Ausrichtung und allerlei Mängeln an ‚Wissenschaftlichkeit‘ (dazu Cherubim 1975; Rüttenauer 1979) immer wieder ihre normative Ausrichtung vor (Lyons 1980: 43 ff.; dazu auch Hartung 1977: 43 ff.; Lang, M./Thümmel, W. 1974). Die neue Sprachwissenschaft nannte sich Linguistik und verstand sich als deskriptiv. Eine Grammatik soll erfassen, was ist, und nicht vorschreiben, was sein soll.

Die Möglichkeit des Ausspielens einer deskriptiven gegen eine präskriptive (normative) Grammatik ist konjunkturabhängig, erweist sich aber auch aus immanenten Gründen als problematisch.

Einmal ist es nicht die Grammatik selbst, die normativ ist, sondern der Gebrauch, der von ihr gemacht wird. Jede deskriptive Grammatik kann präskriptiv verwendet werden, u. U. ganz gegen die Intentionen ihrer Verfasser. Zweitens führt die Präzisierung der Termini ‚Grammatik‘ und ‚Sprache‘, wie sie in der neueren Linguistik akzeptiert ist, auch theoretisch zu der Einsicht, dass Deskription und Präskription kaum zu trennen sind. Das Problem liegt bei der Vollständigkeit, mit der eine Grammatik eine Sprache erfassen soll. In seinem 1957 erstmals erschienenen und allgemein als für den neuen Grammatikbegriff epochemachend angesehenen Büchlein *Syntactic Structures* schreibt Noam Chomsky über das Verhältnis von Grammatik und Sprache (1973: 15 f.): »Von jetzt ab werde ich unter einer Sprache eine (endliche oder unendliche) Menge von Sätzen verstehen, jeder endlich in seiner Länge und konstruiert aus einer endlichen Menge von Elementen. Alle natürlichen Sprachen – in ihrer gesprochenen oder geschriebenen Form – sind Sprachen in diesem Sinn, da jede natürliche Sprache eine endliche Zahl von Phonemen (oder Buchstaben in ihrem Alphabet) hat und jeder Satz als eine endliche Folge von Phonemen (oder Buchstaben) dargestellt werden kann, obwohl es unendlich viele Sätze gibt. Ähnlich kann die Menge von ‚Sätzen‘ irgendeines formalisierten Systems der Mathematik als eine Sprache verstanden werden. Das grundsätzliche Ziel bei der linguistischen Analyse einer Sprache L ist es, die grammatischen Folgen, die Sätze von L sind, von den ungrammatischen Folgen, die nicht Sätze von L sind, zu sondern und die Struktur der grammatischen Folgen zu studieren. Die Grammatik von L wird deshalb eine Vorrichtung sein, die sämtliche der grammatischen Folgen von L erzeugt und keine der ungrammatischen ...

Zu beachten ist, daß es genügt, um die Ziele der Grammatik sinnvoll zu setzen, eine Teilkenntnis von Sätzen und Nicht-Sätzen anzunehmen. Das heißt, wir können für diese Diskussion annehmen, daß gewisse Folgen von Phonemen eindeutig Sätze und daß gewisse andere Folgen eindeutig Nicht-Sätze sind. In vielen mittleren Fällen werden wir dann so weit sein, die Grammatik selbst entscheiden zu lassen, wenn nämlich die Grammatik in der einfachsten Weise aufgestellt ist, so daß sie die klaren Sätze ein- und die klaren Nicht-Sätze ausschließt.«

Die Sprache als Menge von Sätzen und die Grammatik als Mechanismus, der genau diese Menge von Sätzen erzeugt: Das sind Begrifflichkeiten, die so ausschließlich auf konstruierte Sprachen passen, in denen sich die Frage der Abgrenzung grammatischer und ungrammatischer Sätze aus dem Sprachgebrauch heraus gar nicht stellt. Werden sie auf natürliche Sprachen – so nennt man unsere Sprachen, eben so, als seien sie ein Stück Natur – angewendet, dann bringt allein die Forderung nach Abgrenzung der grammatischen von den ungrammatischen Sätzen die Behauptung vom deskriptiven Charakter der Grammatik ins Wanken. Will man eine Sprache als einheitlichen Gegenstand erfassen, dann bestimmt die Grammatik, welche der Zweifelsfälle noch zur Sprache gehören und welche schon nicht mehr. Dann bleibt es Aufgabe der Grammatik, zwischen richtig und falsch zu entscheiden (ausführlicher Gloy 1993; Ammon 2005; Wort, 1.2).

Heute verfährt man häufig so, dass der Standard als eine herausgehobene Varietät unter anderen (z. B. den Dialekten und Sozioklezten des Deutschen) verstanden wird. Was nicht Standard ist, gehört dennoch zum Deutschen. Damit sind die theoretischen Voraussetzungen zur vollständigen Beschreibung der Sprache gegeben, nur ist diese als Ganze weder einheitlich noch homogen (Beiträge dazu in Eichinger/Kallmeyer Hg. 2005 sowie Konopka/Strecker Hg. 2009; praktische Durchführung des Konzepts in Duden 2007, wo kaum einmal von ›richtig‹ oder ›falsch‹ die Rede ist). Und der Anschein des Natürlicheren oder Selbstverständlichen wird dem Standard genommen, indem man zeigt, wie willkürlich manches dem ›guten‹ oder dem ›schlechten‹ Deutsch zugeschlagen wurde (Davies/Langer 2006).

Jede Grammatik hat also zu entscheiden, welchen Teil des Deutschen sie erfassen möchte. Der ›Grundriss‹ legt sich auf das geschriebene Standarddeutsche fest (zur Begründung weiter Eisenberg 2007). Erst wenn man weiß, *was* man beschreiben möchte, stellt sich die eigentlich interessante Frage: *Wie* wird eine Sprache beschrieben, welche Art von Aussagen macht eine Grammatik über die Sprache?

Die Struktur sprachlicher Einheiten

Grammatiker streiten sich ja häufig. Sie arbeiten unterschiedliche Lösungen für dieselben Mengen von Fakten aus und setzen sich darüber auseinander, welche der Lösungen die bessere oder gar die richtige sei. Beispielsweise gibt es eine lange Diskussion darüber, wie viele und welche Wortarten das Deutsche hat. Eine solche Frage betrifft nicht die Unterscheidung von richtig und falsch, sondern sie betrifft die Klassifikation von Einheiten, deren Zugehörigkeit zur Sprache außer Zweifel steht. Statt um richtig und falsch geht es darum, welche Struktur ein bestimmter Bereich des Deutschen hat. Grammatische Auseinandersetzungen sind meistens Auseinandersetzungen über Strukturen, auch wenn sie nicht als solche verstanden werden. Die zweite Aufgabenstellung der Grammatik besteht also darin, Aussagen über die Struktur von sprachlichen Einheiten zu machen oder, wie es oben bei Chomsky heißt, »die Struktur der grammatischen Folgen zu studieren«. Diese Aufgabe widerspricht der ersten nicht, sie geht aber wesentlich über sie hinaus. Man kann sehr wohl zwischen richtig und falsch für eine Sprache unterscheiden, ohne das Geringste über die Struktur der richtig gebildeten Einheiten zu wissen. Man kann aber nicht über die Struktur von sprachlichen Einheiten reden, ohne zu wissen, dass sie welche sind, d. h. zur Sprache gehören.

Dennoch stellt sich das Problem von richtig und falsch für den an der grammatischen Struktur Interessierten ganz anders dar als für den, der vor allem ein Interesse an der

Norm hat. Jemand möchte begründen, dass er zu spät kommt, und sagt »Ich komme erst jetzt, weil ich hab noch gearbeitet«. Ausdrücke dieser Form kommen im gesprochenen Deutsch ziemlich häufig vor, gelten aber ebenso häufig als falsch oder »standardsprachlich nicht korrekt« (Kann 1972; Eisenberg 1993; Duden 2001: 930). Dem Sprachnormer fällt dazu genau eins ein, nämlich »Richtig muss es heißen ... **weil ich noch gearbeitet habe.**«

Für sich genommen ist diese Aussage blind. Sie sagt dem Belehrten nichts, solange sie nicht begründet und verallgemeinerbar wird. In einem bestimmten Sinne ist sie nicht einmal verstehbar. Fängt man aber an, die Aussage zu begründen und zu verallgemeinern, dann redet man auch über die Struktur des Satzes, um den es geht. Das beginnt mit der Feststellung, dass hier ›fälschlicherweise‹ die Nebensatzstellung (finites Verb am Schluss) durch die Hauptsatzstellung (finites Verb an zweiter Stelle) ersetzt wurde. Schon diese Feststellung enthält viel Strukturelles, denn sie weist darauf hin, dass der Sprecher mit seiner Äußerung nicht einfach den Bereich der Regeln verlassen hat. Vielmehr wählt er eine Konstruktion, die es im Deutschen tatsächlich gibt. Und es gibt neben **weil** sogar eine andere kausale Konjunktion, die den Hauptsatz verlangt, nämlich **denn**. Dass **denn** und **weil** beinahe dasselbe bedeuten, könnte sehr wohl ein Grund für die ›Verwechslung‹ von Haupt- und Nebensatz sein. Geht man dem weiter nach, dann stellt sich heraus, dass die Hauptsatzstellung gern auch bei **obwohl** verwendet wird. **Obwohl** ist konzessiv, und bei den Konzessivsätzen gibt es wie bei den Kausalsätzen ebenfalls die Konstruktion Hauptsatz + Hauptsatz, eingeleitet etwa mit **zwar ... aber**.

Möglicherweise sind **denn** und **zwar ... aber** so weitgehend auf das Geschriebene festgelegt, dass ihre Funktion im Gesprochenen von **weil** und **obwohl** übernommen wird. Dazu gehört zum Beispiel, dass mit jedem der Hauptsätze ein selbständiger Sprechakt realisiert werden kann. Mit zwei Hauptsätzen kann man *zweierlei* behaupten, während mit dem Gefüge aus Haupt- und Nebensatz *eine* Behauptung mit Begründung aufgestellt wird (10.2).

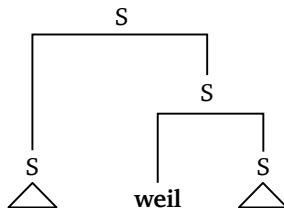
Diese Sicht passt dazu, dass wir eine andere kausale Konjunktion haben, bei der die Hauptsatzstellung nicht vorkommt, nämlich **da**. **Da** ist weitgehend auf das geschriebene Deutsch beschränkt, was bedeuten könnte, dass ihm die Freiheiten der gesprochenen Sprache verschlossen sind. Aber auch semantische Gründe spielen möglicherweise eine Rolle. Man kann nach Bedeutungsunterschieden zwischen **da** und **weil** fragen, wobei **weil** mit Hauptsatz noch einmal eine andere Bedeutung haben könnte als mit Nebensatz (10.2.2).

Und vielleicht ist man sich des im **weil**-Satz gegebenen Grundes nicht so sicher wie bei **da**. Vielleicht verwendet der Sprecher **weil** dann, wenn er eine Begründung eher zögerlich vorbringt oder sie gar erst sucht, so dass nach **weil** leicht eine Pause entsteht. Dem würde die Hauptsatzstellung entgegenkommen, denn der Hauptsatz signalisiert nicht schon wie der Nebensatz durch seine Form, dass er Teil eines anderen Satzes ist. Zu dieser Deutung würde es auch passen, dass die Hauptsatzstellung nach **weil** nicht vorkommt, wenn der Nebensatz dem Hauptsatz vorausgeht. 1b ist ausgeschlossen, niemand würde den Satz so äußern.

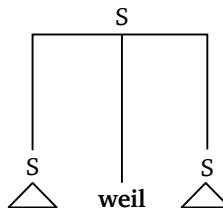
- (1) a. **Weil ich noch gearbeitet habe, komme ich erst jetzt**
b. ***Weil ich habe noch gearbeitet, komme ich erst jetzt**

Schließlich könnte auch erwogen werden, dass die Konstruktion aus zwei Hauptsätzen kognitiv einfacher zu verarbeiten ist als die aus Haupt- und Nebensatz.

(2) a.



b.



2a zeigt ein denkbare Schema für die Konstruktion mit Nebensatz. Der Nebensatz nach **weil** ist subordiniert, die Konstruktion ist hypotaktisch und erreicht eine größere ›Einfbettungstiefe‹ als die parataktische Konstruktion mit zwei Hauptsätzen wie in 2b. Man weiß seit langem, dass hypotaktische Konstruktionen schwerer zu verarbeiten sind als parataktische.

Für **weil** mit Verbzweitsatz bietet sich eine Fülle von Deutungsmöglichkeiten an. Sie werden behandelbar und miteinander vergleichbar, wenn die Struktur des Satzes und seine Stellung im System erfasst, also seine Grammatik bekannt ist. Das Beispiel **weil** mit Verbzweitsatz ist so instruktiv, weil nach anfänglicher Nichtbeachtung und Abwertung der Konstruktion heute mehrere funktionale Deutungen miteinander konkurrieren (zur Übersicht Uhmann 1998; Wegener 2000; zum Verhältnis von **weil** und anderen Kausalmarkern Frohning 2007).

Das über **weil** Gesagte lässt sich verallgemeinern. Die eigentlich wichtige und interessante Aufgabe einer Grammatik ist, etwas über die Struktur der Einheiten einer Sprache mitzuteilen. Wer sich mit einer Sprache zu beschäftigen hat und andere als feuilletonistische Aussagen über sie machen möchte, muss sich auf strukturelle Gegebenheiten beziehen können. Egal, ob einer den Thesen vom Niedergang unserer Muttersprache widersprechen will, ob er das Pidgin von Arbeitsimmigranten erfassen möchte, ob er sprachtherapeutisch oder sprachpädagogisch tätig ist oder irgendein anderes sprachpraktisches Interesse hat, er wird das jeweilige Sprachverhalten leichter und weitgehender verstehen, wenn die verwendete Sprache ihm strukturell durchsichtig ist.

Was aber umfasst die strukturelle Beschreibung einer Sprache, worauf erstreckt sie sich? Die Grobgliederung einer solchen Beschreibung ist fast immer an den sog. Beschreibungsebenen orientiert. Diese ihrerseits sind durch den Aufbau des Sprachsystems selbst vorgegeben. Traditionell umfasst die Grammatik eine Lautlehre, Formenlehre und Satzlehre, häufig noch eine Wortbildungslehre und Orthographie. Unter Formenlehre wird dabei die Lehre vom Flexionssystem einer Sprache verstanden. Man kann das Flexionsystem unabhängig von der Satzlehre betrachten, indem man Flexionsreihen zusammestellt, sie nach Typen ordnet und ihren internen Aufbau untersucht. Die Flexionslehre konstituiert dann zusammen mit der Lautlehre, der Wortbildungslehre und der Orthographie den Teil der Grammatik, der den internen Aufbau von Wörtern und Wortformen (zu dieser Unterscheidung 2.1) behandelt. Wir nennen ihn die Wortgrammatik einer Sprache. Die Wortgrammatik des Deutschen wird in Band 1: ›Das Wort‹ behandelt. In den meisten älteren Grammatiken stellt sie einen erheblichen Anteil der Gesamtgrammatik dar (z.B. Heyse 1838/49; Blatz 1896; 1900), in anderen ist sie sogar absolut dominant (Wilmanns 1893/1909; Paul 1916/1920).

Der Wortgrammatik steht als zweiter Großbereich die Satzgrammatik gegenüber. Ganz allgemein kann man sagen: Die Satzlehre untersucht, wie Sätze aus Wortformen aufgebaut sind und welche sprachlichen Leistungen mit der Kombinatorik der Formen

verbunden sind. In einer flektierenden Sprache wie dem Deutschen ist ein Teil der Wortformen flektiert, d. h. Satzlehre und Flexionslehre sind nicht voneinander zu trennen.

Die Flexionslehre gehört zur Wortgrammatik, soweit der Aufbau der Flexionsformen und ihr Verhältnis zu anderen Formen im Flexionsparadigma betroffen ist (z. B. **dies+er** ist die Form des Nominativ Maskulinum des Demonstrativums, der zugehörige Genitiv kann sowohl **dies+es** als auch **dies+en** sein). Die Flexionslehre gehört zur Satzgrammatik, soweit es um die Kombinatorik der flektierten Formen geht (z.B. der Genitiv von **dieser Monat** kann heißen **dieses Monats** oder **diesen Monats**; der Genitiv von **dieser Mensch** heißt nur **dieses Menschen**, nicht aber ***diesen Menschen**).

Statt von Satzlehre spricht man heute im Allgemeinen von Syntax. Will man deutlich machen, dass dazu auch ein morphologischer Teil gehört (nämlich die Flexion), so spricht man von Morphosyntax. Die Morphosyntax, Gegenstand des vorliegenden Bandes, gilt heute meist als Kerngebiet der Grammatik überhaupt. Viele neuere Grammatiken beschränken sich fast ganz auf diesen Teilbereich (z. B. Erben 1980; Helbig/Buscha 2001; Hoffmann 2012), andere stellen ihn zumindest weit in den Vordergrund (Grundzüge; IDS-Grammatik).

1.2 Sprachfunktion und Sprachstruktur

Die Ankündigung, man wolle die Strukturen der Sätze einer Sprache ermitteln, kann nicht das letzte Wort zur Zielsetzung einer Grammatik sein. Denn interessant wird die Beschäftigung mit der Form von Sätzen erst, wenn man sich fragt, warum die Form so ist wie sie ist und was sie leistet. Die Funktionalität einer Form kann dabei auf zwei unterschiedlichen Ebenen thematisiert werden, nämlich sprachimmanent und sprachfunktional.

Das Funktionieren sprachlicher Einheiten

Der Gedanke einer immanenteren Funktionalität ist mit dem Systemgedanken gegeben. Wenn das Sprachsystem insgesamt funktionieren soll, dann müssen seine Teilsysteme bis hin zu den einzelnen Einheiten im Sinne des Gesamtsystems funktionieren. Die innere Rationalität des Systems erzwingt dann möglicherweise Veränderungen einzelner Teile, die interpretiert werden können als ›Beseitigung von Störstellen‹, ›Ausgleich im System‹, ›Symmetrie und Ökonomie‹ (Labor 1994; Nübling u. a. 2008). Solche Vorgänge gibt es auf allen Ebenen des Systems, in der Phonologie ebenso wie in der Syntax, bei den Wortbedeutungen ebenso wie in der Morphologie. Und sie sind seit langem Gegenstand sprachwissenschaftlicher Untersuchungen, beispielsweise in der Phonologie der Prager Schule (Trubetzkoy 1989) oder in der natürlichen Morphologie (Wurzel 1994). Besonders entwickelt wurde diese Art des funktionalen Denkens in der Erforschung von Sprachuniversalien, wie sie etwa im Anschluss an die Arbeiten des Amerikaners Joseph Greenberg betrieben wird (Greenberg 1966, 1978). Dort werden Sätze in Form von Implikationen formuliert, etwa »Wenn eine Sprache ein ausgebautes Flexionssystem hat, dann ist sie flexibel hinsichtlich der Wortstellung« oder auch »Je weniger ausgebaut das Flexionssystem, desto strikter die Wortstellungsregeln«. Die Funktionalität solcher Zusammenhänge hat man erkannt, wenn man eine systemorientierte Kausalbeziehung zwischen dem Vorsatz und dem Nachsatz gefunden hat. Für unser Beispiel scheint sie auf der Hand zu liegen. Das Deutsche hat die Abfolgen **Dein Bruder glaubt dem Chef und Dem**

Chef glaubt dein Bruder, weil der Unterschied zwischen Nominativ (Subjekt) und Dativ (Objekt) formal markiert ist. Das Englische kennt nur **Your brother believes the boss**, nicht aber die Alternative **The boss believes your brother**, eben weil es die Kasusunterschiede nicht gibt (umfassend Haspelmath u. a. (Hg.) 2001).

Verschiedene Aspekte der systeminternen Funktionalität von strukturellen Eigenschaften sprachlicher Einheiten werden seit einer Reihe von Jahren unter dem Stichwort Grammatikalisierung diskutiert. Dabei geht es beispielsweise um die Frage, wie sprachliche Ausdrucksmittel im Gebrauch ökonomisiert werden. Das ›Abschleifen‹ der Substanz sprachlicher Formen geht regelmäßig mit bestimmten Veränderungen ihrer Funktion einher. Aus ›Vollwörtern‹ wie Substantiven oder Adverbien entwickeln sich ›Funktionswörter‹ wie Konjunktionen und Präpositionen, oder aus Wörtern entstehen Affixe. So entwickelte sich aus dem heute nur noch wenig verwendeten Substantiv **Statt** (**an seiner Statt**, heute meist **an seiner Stelle**) die Präposition **statt** (**statt einer Beschwerde**), und aus dem Äquivalent unseres Substantivs **Leiche** entwickelte sich schon früh das Suffix **lich** wie in **weiblich**, **ärztlich**. Einheiten mit bestimmten Standardleistungen können nicht abgebaut werden, ohne dass andere mit ähnlicher Leistung an ihre Stelle treten. So kommt es zu einem Wechsel von Grammatikalisierung und ›Degrammatikalisierung‹ wie beim berühmten Negations-Zyklus (Lenz 1996; zur Grammatikalisierung Traugott/Heine Hg. 1991; Lehmann 2002; Diewald 1997; 2004).

Die immanente Funktionalität von Struktureigenschaften einer Sprache muss man verstehen, wenn man ihr Gesamtsystem verstehen will. Durch bloßes Aufzählen dessen, was ist, erreicht man ein Verständnis nicht.

Wichtiger freilich ist der Zusammenhang von Sprachstruktur und Sprachfunktion. Nicht, weil das Sichbeschäftigen mit Grammatik dadurch motiviert werden kann, sondern allgemeiner, weil sprachstrukturelle Untersuchungen dadurch erst nutzbar werden, sei es für Untersuchungen in Nachbardisziplinen der Sprachwissenschaft, sei es für Zwecke der angewandten Sprachwissenschaft.

Viele Schwierigkeiten stehen dem entgegen. Weder hat sich eine funktionale Sprachbetrachtung allgemein durchgesetzt, noch ist es zu einem Konsens über die Begriffe Struktur und Funktion gekommen. Wenn von der Struktur sprachlicher Einheiten die Rede ist, bezieht man sich meistens auf ein bestimmtes Beschreibungsformat. Dabei gerät leicht in Vergessenheit, was unter einer strukturellen Analyse im Sinne des klassischen Strukturalismus zu verstehen ist. Betrachten wir ein Beispiel.

Form, Struktur, Funktion

Als die Struktur eines Gegenstandes bezeichnet man die Menge seiner Bestandteile – das ist im einfachsten Fall eine Menge von Objekten – mit den Beziehungen, die zwischen diesen Objekten bestehen. Ein Hammer besteht aus Hammerkopf und Hammerstiel, sagen wir kurz ›Kopf‹ und ›Stiel‹. Die Struktur des Hammers hätten wir erfasst, wenn wir außer den Bestandteilen Kopf und Stiel noch die Beziehung zwischen beiden richtig wiedergeben.

Strukturell im eigentlichen Sinne ist die Beschreibung so aber noch nicht. Ein Wort wie **Stiel** meint nicht eine Klasse von Gegenständen, die losgelöst von ihrer Funktion gesehen werden können, noch können diese Gegenstände aufgrund ihrer Form allein abgegrenzt werden. Äpfel, Harken, Bratpfannen und Hämmer haben Stiele und all die Stiele haben gemeinsame Formmerkmale, aber sie haben auch gemeinsame Funktionsmerkmale. Mit der Verwendung des Wortes **Stiel** bleibt man dem Funktionalen verhaftet.

Verwenden wir also statt **Stiel** das Kürzel y_1 , statt **Kopf** das Kürzel x_1 und als Bezeichnung der zwischen beiden bestehenden Beziehung das Kürzel R_1 , dann sind wir die funktionalen Bedeutungsmerkmale los. Wir kommen zu rein strukturellen Aussagen wie $x_1R_1y_1$ (»beim Hammer steht das Objekt x_1 in der Relation R_1 zum Objekt y_1 «) und entsprechend $x_2R_1y_2$ für die Bratpfanne, $x_3R_1y_3$ für den Apfel usw. An solchen Beschreibungen ist erkennbar, dass Hämmer, Bratpfannen und Äpfel etwas gemeinsam haben. Die Objekte y_1 , y_2 und y_3 kommen nun auch noch in anderen Strukturaussagen gemeinsam vor, z. B. in solchen, die sich auf ihre Materialität beziehen (sie sind aus Holz). Und so geht es weiter.

Wir fassen die zu beschreibenden Objekte immer wieder so in Strukturaussagen, dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihnen deutlich werden. Das ist die Grundlage der strukturellen Denkweise. Die Objekte des zu beschreibenden Realitätsbereichs werden mit Strukturaussagen geordnet und aufeinander bezogen. Man weiß dann, welche Objekte zu welchen anderen in Beziehung stehen, welche wie viele Eigenschaften gemeinsam haben usw.

Die wichtigste Eigenschaft sprachlicher Einheiten, die zur Grundlage von Klassenbildungen gemacht wird, ist ihre Distribution (Verteilung), das ist ihre Fähigkeit zum Vorkommen in bestimmten Umgebungen. **Kind**, **Buch**, **Haus** haben etwas gemeinsam, weil sie im Unterschied zu **Hund**, **Hand**, **Stuhl** nach **das** stehen können. **Das Kind/Buch/Haus** kommt im Kontext **hat** vor, **die Kinder/Bücher/Häuser** dagegen im Kontext **haben**. Wie oben angedeutet, erhält man auf diese Weise Aufschluss darüber, welche Einheiten in denselben Umgebungen vorkommen und in diesem Sinn Äquivalenzklassen bilden. In der strukturellen Linguistik sind ausgefeilte Methoden entwickelt worden, wie man derartige Strukturanalysen durchführen und die Strukturen sprachlicher Einheiten ermitteln kann, ohne von ihrer Funktion zu reden. Eben weil die Trennung von Struktur und Funktion zunächst solche Schwierigkeiten macht, man aber andererseits vom wissenschaftlichen Wert reiner Strukturanalysen überzeugt war, wurde der Durchbruch zum Strukturalismus wissenschaftshistorisch als ein Akt der Emanzipation der Sprachwissenschaft verstanden – mit den Hauptstationen »Explikation des Strukturbegriffs« bei Ferdinand de Saussure (1916, Struktur als System) und »Grundlegung einer Methode zur Ermittlung der Strukturen« bei Leonard Bloomfield 1935. Was dann nicht gelang, war die Vermittlung von Struktur und Funktion, so dass die Strukturalisten sich immerfort die Frage vorhalten lassen müssen, was ihre Strukturen eigentlich sind und wozu sie dienen (Bierwisch 1970; Bense u. a. Hg. 1976; Lieb Hg. 1992). Es kommt darauf an, ermittelte Strukturen funktional zu deuten, etwa nach einem Prinzip wie »Was dieselbe Distribution hat, leistet wahrscheinlich auch dasselbe«. Unter »Leistung« ist dabei »Bedeutung« in einem weiten Sinne zu verstehen. Betrachten wir an einem berühmten Beispiel, was auf jeden Fall dazugehört.

Das wohl einflussreichste funktionale Sprachmodell ist das aus Bühlers »Sprachtheorie« von 1934 (Bühler 1965). Das Buch wird eröffnet mit dem Satz »Werkzeug und Sprache gehören nach alter Einsicht zum menschlichsten am Menschen: homo faber gebraucht gewählte und ausgeformte Dinge als Zeug und das Zoon politikon setzt Sprache ein im Verkehr mit seinesgleichen.« Bühler rückt dann Sprache und Werkzeug noch enger zusammen, indem er die Sprache selbst als Organon bezeichnet, eben als Werkzeug, Mittel oder Instrument »um einer dem anderen etwas mitzuteilen über die Dinge« (1965: 24).

Mit der Werkzeugmetapher bindet Bühler die Sprache an ihre Funktion. Der interessanten Frage, wie weit diese Metapher tatsächlich trägt, kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Klar ist aber, dass in einem Werkzeug sein Zweck vergegenständlicht

ist. Das Sprachsystem wie die einzelne sprachliche Einheit haben ihre Form, weil sie einem bestimmten Zweck dienen.

Mit der Formulierung »um einer dem anderen etwas mitzuteilen über die Dinge« ist gleichzeitig die Sprechsituation allgemein gekennzeichnet: Zu ihr gehören der Sprecher, der Adressat, die Dinge (das Besprochene) und das sprachliche Zeichen selbst. Die Funktionen werden bestimmt in Hinsicht auf die Momente der Sprechsituation, das sprachliche Zeichen erhält drei Funktionen. (1) Es ist bezogen auf den Sprecher, »dessen Innerlichkeit es ausdrückt« (1965: 28). Damit ist gemeint, dass im sprachlichen Zeichen das zum Ausdruck kommt, was der Sprecher sagen will, ebenso aber der Sprecher selbst mit seiner ›inneren Einstellung‹ zu dem, was er sagt. Was manchmal in kognitive und emotive Bedeutung getrennt wird, ist in der Ausdrucksfunktion bei Bühler durchaus beisammen. (2) Das sprachliche Zeichen ist bezogen auf den Adressaten, »dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert« (Appellfunktion). Zum ›inneren Verhalten‹ gehört das Verstehen des Gemeinten, zum ›äußeren Verhalten‹ etwa ein Handeln wie das Erwidern einer Äußerung. (3) Schließlich ist das Zeichen bezogen auf die Welt, »die Gegenstände und Sachverhalte«. Das ist seine Darstellungsfunktion. Sie meint, dass wir nicht einfach reden, sondern dass wir über etwas reden oder etwas sagen.

Ausdruck, Appell und Darstellung finden sich als Sprachfunktionen mit vergleichbarer Bedeutung in vielen sprachfunktionalen Ansätzen. Wie bei Bühler wird nicht das sprachliche Zeichen für sich, sondern die Sprechsituation betrachtet. Charles Morris etwa spricht vom appreziativen, präskriptiven und designativen Signifikationsmodus (1973: 142 ff.), Roman Jakobson unterscheidet im direkten Bezug auf Bühler neben anderen eine emotive, konative und referentielle Funktion (1960: 353 ff.), und in der Sprechakttheorie spricht man vom illokutionären, perlokutionären und propositionalen Akt (Searle 1971). So unterschiedlich die Theorien und die Bedeutungen der Begriffe im Einzelnen sind, so wenig umstritten ist, dass man sich bei Bestimmung der Sprachfunktionen in der angedeuteten Weise auf Sprecher, Adressat und das Besprochene zu beziehen hat. Einigkeit besteht auch darüber, dass die Sprachfunktionen nicht gleichgewichtig sind, sondern dass die Darstellungsfunktion grundlegend ist. Die Darstellungsfunktion, so wurde auch formuliert, bestimmt im Wesentlichen die Sprachstruktur. Bezieht man sich auf ein Konstrukt wie das Organon-Modell, so erweist sich die Darstellungsfunktion als grundlegend, weil der Sprecher sich ausdrückt, indem er etwas sagt, und der Adressat zu etwas veranlasst wird, indem ihm etwas gesagt wird. Bühlers Buch hat den Untertitel »Die Darstellungsfunktion der Sprache«.

Wenn die Darstellungsfunktion wesentlich die Sprachstruktur bestimmt, dann muss umgekehrt die Sprachstruktur so sein, dass sie der Darstellungsfunktion gerecht wird. Wir wollen für das Grundmuster der einfachsten Sätze des Deutschen zeigen, was damit gemeint sein kann.

Unter den beobachtbaren Sprachdaten finden sich ›kommunikative Minimaleinheiten‹ (IDS-Grammatik: 596 ff.), die ihrerseits aus jeweils zwei kleineren Einheiten bestehen. Die Menge dieser kleineren Einheiten, die wir Wortformen nennen, enthalte etwa {**Karl**, **Meier**, **arbeitet**, **Helga**, **schwitzt**, **schläft**, **läuft**, ...}. Eine distributionelle Analyse ergibt, dass sie in zwei disjunkte Klassen aufzuteilen sind. Jedes Element aus jeder der beiden Klassen kombiniert mit jedem Element der anderen, aber untereinander kombinieren sie nicht. Die distributionell ermittelten Klassen nennen wir N und V für Substantiv (Nomen) und Verb. Das ist zunächst nur eine ganz allgemeine kategoriale Unterscheidung, die z. B. davon absieht, dass wir es mit einer bestimmten Art von Substantiv, einem Eigennamen, zu tun haben.

- (1) a. N: **Karl, Meier, Helga**
 b. V: **arbeitet, schwitzt, schläft, läuft**

Die aus N und V gebildete größere Einheit nennen wir einen Satz (S). Da N und V in beliebiger Reihenfolge zu Sätzen kombiniert werden können, ergeben sich die beiden Satztypen in 2.

- (2) a. b.



Nomen und Verb werden auf formaler Grundlage, d. h. als Formkategorien etabliert, denen man nun eine je spezifische Leistung zuschreiben möchte. Die Leistung soll dem kategorialen Unterschied entsprechen und sie soll so beschrieben werden, dass auch das Zusammenwirken von N und V im Satz erfasst wird.

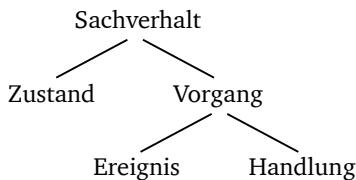
Mit einem Substantiv kann referiert werden, man nimmt Bezug auf Dinge und andere nominal benennbare Entitäten. Mit einem Verb kann prädiziert werden, man nimmt Bezug auf Vorgänge und andere verbal benennbare Entitäten. Die Bedeutung des aus Substantiv und Verb gebildeten Satzes heißt seine Proposition. Mit Sätzen kann man sich auf Sachverhalte (manche sagen ‚Situationen‘) beziehen, so wie man sich mit Substantiven auf Dinge und mit Verben auf Vorgänge bezieht. Die Zerlegung des einfachen Satzes in Substantiv und Verb zeigt uns, wie es dazu kommt, wie man mit dem Satz etwas darstellen kann.

Die Sätze in 2 haben eine große Zahl von weiteren Formeigenschaften, die funktional deutbar sind. Beispielsweise lassen sich die Verben subklassifizieren. Eine verbreitete Einteilung unterscheidet Zustandsverben (3a) von Vorgangsverben, und bei diesen wieder Ereignisverben (3b) und Handlungsverben (3c). Statt Handlungen grenzt man häufig auch Prozesse von Ereignissen ab (zur weitläufigen Problematik solcher Einteilungen Vendler 1967; Bäuerle 1994; Maienborn 2003: 42 ff.).

- (3) a. **Frankfurt liegt an siebzehn Autobahnen**
 Satzbasis: (Frankfurt) lieg (an siebzehn Autobahnen)
 b. **Das Seminar endet um 20 Uhr**
 Satzbasis: (Das Seminar) end (um 20 Uhr)
 c. **George zerschlägt seinen Computer**
 Satzbasis: (George) zerschlag (seinen Computer)

Wie die Klassifizierung vor sich geht, wird in Kap. 3 erläutert. Von Bedeutung für das Verhältnis von Form und Funktion ist, dass die Einteilung der Verben auch etwas über die größere Einheit aussagt, in der das Verb vorkommt. Diese kann man sich als ein Konstrukt vorstellen, in dem nur der Verbstamm mit den übrigen Satzgliedern erscheint. Mit W. Klein (1999; 2000) sprechen wir von der ‚Satzbasis‘, die IDS-Grammatik (1960) spricht von ‚Satzrest‘. Meist sagt man dann einfach, die Satzbasis bezeichne wie der Verbstamm einen Zustand, ein Ereignis oder eine Handlung. Für die Klassifizierung der Sachverhalte ergibt sich 4.

(4)



Die Reduktion auf Satzbasen ist beispielsweise nützlich, wenn es um Tempusbedeutungen geht und man das Verb bzw. den Satz zunächst ohne Tempus betrachten möchte (4.3). Ist der Unterschied zwischen Satz und Satzbasis unwichtig, sagt man einfach, ein Satz bezeichne einen Sachverhalt, einen Zustand usw.

Ein ganz andersartiger Zusammenhang von Form und Funktion ergibt sich aus dem Vergleich von 2a und 2b. Beide Sätze haben denselben propositionalen Gehalt. Ihr Formunterschied kann funktional so gedeutet werden, dass der Satz in 2a bei ‚normaler‘ Verwendung dazu dient, den propositionalen Gehalt zu behaupten, ihn als zutreffend hinzustellen. Er wird deshalb Aussagesatz genannt. Entsprechend dient der in 2b dazu, das Zutreffen des propositionalen Gehalts zu erfragen, ihn bestätigen oder in Abrede stellen zu lassen, er wird deshalb ein Fragesatz genannt. Es besteht ein Zusammenhang zwischen Satzmodus und Reihenfolge der Satzglieder. Natürlich ist nicht gemeint, dass der Satztyp in 2a nur zum Behaupten und der in 2b nur zum Fragen verwendbar sei. Man kann 2a so äußern, dass der Satz als Frage oder Aufforderung verstanden wird und unterscheidet deshalb eine Satzbedeutung von einer Äußerungsbedeutung. Behauptet wird aber, dass man mit den beiden Satztypen – d.h. mit der Explikation ihres Formunterschiedes – etwas funktional Relevantes erfasst hat (12.2).

Damit ist die Zielstellung klar: Unsere Grammatik soll die Form sprachlicher Einheiten so beschreiben, dass der Zusammenhang von Form und Funktion deutlich wird. Alle Formmerkmale, die funktional von Bedeutung sein können, soll die Grammatik erfassen. Das heißt aber nicht, dass alles Funktionale ein Formkorrelat hat, noch heißt es, dass jeder Formunterschied funktional relevant ist. Es interessiert der Zusammenhang, seine Explikation ist das Ziel einer funktionalen Grammatik. In Kap. 2 wird nun zunächst erläutert, welche Beschreibungsmittel wir verwenden, um die syntaktische Form von sprachlichen Einheiten darzustellen (zur phonologischen und morphologischen Form Wort, 1.3.3).

2. Grundbegriffe

2.1 Syntaktische Kategorien

Kategorien in der Grammatik

Der Begriff »Kategorie« ist kein Begriff der Alltagssprache. Das Universalwörterbuch (821) nennt als typische Verwendungsweisen »Jemanden in eine Kategorie einordnen« oder »Das fällt unter eine andere Kategorie.« Wir greifen zu dem Wort offenbar dann, wenn dem Bezeichneten seine rechte Bedeutsamkeit gegeben werden soll.

Seinen Ursprung hat dieser Begriffsrest wohl bei dem, was die philosophische Kategorienlehre genannt wird. Kategorien sind bestimmte Grundbegriffe des jeweiligen Systems. Sie sind als Begriffe nicht definiert, sie sind zwar explizierbar und können erläutert werden, ableitbar sind sie nicht. Beispiele für Kategorien dieser Art sind Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Haben, Wirken, Leiden in der Kategorienlehre des Aristoteles. Oder Materie, Bewusstsein, Bewegung, Zusammenhang, Kausalität, Wechselwirkung, Notwendigkeit, Zufall, Gesetz im philosophischen System des dialektischen Materialismus. Bei den meisten von uns ist »Kategorie« ein wenig in dieser Richtung besetzt. Für die Grammatik hilft uns ein derartiger Begriff aber nicht weiter, im Gegen teil, er könnte sogar störend sein.

Dies umso mehr, als ein Teil des gebräuchlichen grammatischen Vokabulars noch an den engen Zusammenhang zwischen philosophischen und grammatischen Kategorien erinnert, der in der antiken Sprachphilosophie bestand (Cherubim 1975: 138 ff.). Unser Substantiv ist die Bezeichnung für Wörter, die etwas »Substantielles« bezeichnen, etwas, das Substanz im Sinne der aristotelischen Kategorie hat (Lyons 1980: 274 ff.; Meineke 1996: 124 ff.). Man war der Auffassung, dass ein enger und direkter Zusammenhang zwischen Kategorien des Seins und grammatischen Kategorien besteht. Diese Auffassung ist keineswegs auf die Antike beschränkt, sondern scheint auch auf in Verdeutschungen wie »Eigenschaftswort« für »Adjektiv«. Ein Kategoriename wie Adjektiv oder wie Präposition sagt ja eher etwas über die Syntax (die Stellung) eines Wortes aus als über seine Beziehung zu einer philosophischen Kategorie. Das ist bei »Eigenschaftswort« anders.

Unser Begriff von grammatischer Kategorie wird in einer ersten Bestimmung abgegrenzt vom Begriff der Beziehung oder Relation. Relationen bestehen zwischen Individuen unterschiedlicher Zahl, zweistellige Relationen zwischen zweien wie in **Karl ist der Bruder von Egon** und dreistellige zwischen dreien wie in **Dietrich verrät Helmut an Franz**. Kategorien sind ein spezieller Fall von Relation in einem technischen Sinne, nämlich die einstellige Relation. Kategorial in diesem Sinne wären Sätze wie **Karl ist Bäcker** oder **Bär ist ein Substantiv**. Die Sätze besagen, dass Karl zur Klasse der Bäcker gehört oder unter die Kategorie Bäcker fällt und dass Bär zur Klasse der Substantive gehört oder unter die Kategorie Substantiv fällt. Kategorien sind Mengenbegriffe. Der Umfang einer Kategorie, ihre Extension, ist eine Menge von Entitäten bestimmter Art. Gewöhnlich ha-

ben die Elemente dieser Menge eine bestimmte Eigenschaft gemeinsam. Diese Eigenschaft ist die Bedeutung der Kategorie oder ihre Intension.

Was hier ›Kategorie‹ genannt wird, findet sich häufig auch unter der Bezeichnung ›einstelliges Prädikat‹ oder ›klassifikatorischer Begriff‹ (Kutschera 1972: 16 ff.). Danach dienen Kategoriensysteme der klassifikatorischen Gliederung von Entitäten bestimmter Art. Das wird so ausdrücklich auch für unser System von grammatischen Kategorien vorausgesetzt, und man hat zu klären, welche Art von Entitäten unter grammatische Kategorien fallen. Führen wir uns zunächst vor Augen, was üblicherweise als grammatische Kategorie angesehen wird.

Zu den grammatischen Kategorien gehören sicher die Wortarten traditioneller Grammatiken wie Verb, Substantiv, Adjektiv, Adverb, Präposition, Partikel, Konjunktion, Artikel und Pronomen. Grammatische Kategorien sind dann Mengen von Wörtern. Die Kategorie Substantiv würde eine Klasse von Wörtern umfassen, die sich von denen des Adjektivs, Verbs usw. unterscheidet. Das System der grammatischen Kategorien wäre eine Klassifikation des Wortbestandes oder Vokabulars einer Sprache.

Die grammatischen Kategorien im Sinne von Wortarten sind nach Auffassung fast aller Grammatiken in zwei Gruppen zu unterteilen, nämlich die lexikalischen Kategorien Substantiv, Verb, Adjektiv und Adverb und die Funktionswörter wie Pronomen und Artikel. Die Wörter aus den lexikalischen Kategorien haben eine Wortbedeutung im eigentlichen Sinn, die Funktionswörter haben eine ›strukturelle Bedeutung‹. In **dies Kleid** etwa kann man angeben, was der Begriffsinhalt von **Kleid** ist, und auch, auf welche Art von Objekten man mit diesem Wort Bezug nimmt. Dagegen hat **dies** offenbar die Funktion, eine bestimmte Art des Referierens zu sichern. Es ist nicht irgendein, sondern ein bestimmtes Kleid gemeint. Das ist seine Leistung als Funktionswort (weiter 5.3).

Mindestens bei den Präpositionen und den Konjunktionen führt diese Einteilung zu Schwierigkeiten. Beispielsweise hat **über** in **das Bild über der Tür** eine lexikalische (nämlich lokale) Bedeutung, nicht dagegen in **Sie spricht gut über dich**. In anderen Fällen sind wir unsicher, ob das eine oder das andere vorliegt, etwa in **Sie fahren über die Grenze**; **Der Zug fährt über Bamberg**. Bei den Konjunktionen ist **dass** wie in **Sie hofft, dass es regnet** sicherlich ein Funktionswort, während **bevor** wie in **Er schläft ein, bevor es anfängt zu regnen** eine lexikalische (nämlich eine temporale) Bedeutung hat (6.1; 6.2).

Eine andere Einteilung der Wortarten ist die in offene und abgeschlossene Kategorien. Zu den offenen gehören wieder die Substantive, Verben, Adjektive und Adverbien. Sie heißen offen, weil sie durch produktive Wortbildungsmechanismen wie die Bildung von Substantiven auf **ung** (**Begleitung, Erwähnung**) oder der Adjektive auf **isch** (**mönchisch, rebellisch**) erweiterbar sind. Wir wissen niemals, wie viele Substantive oder Adjektive das Deutsche gerade hat. Dagegen können wir die Präpositionen, Konjunktionen, Artikel, Pronomina und Partikeln wenigstens annähernd aufzählen.

Wortarten sind für uns grammatische Kategorien unter anderen. Wir besprechen sie dort, wo jede von ihnen nach dem Aufbau dieser Grammatik hingehört, und nicht etwa in einem eigenen Wortartenkapitel (weiter Wort, 1.4).

Neben den Wortarten steht die große Gruppe von grammatischen Kategorien, die etwas mit dem Flexionssystem einer Sprache zu tun haben wie Femininum, Singular, 1. Person, Konjunktiv, Präteritum. Häufig werden sogar nur sie eigentlich als grammatische Kategorien angesehen und als solche neben die Wortarten gestellt. Es ist sofort klar, dass Kategorien dieser Art nicht Mengen von Wörtern sind wie die Wortarten-Kategorien. Sicher wollen wir nicht davon sprechen, dass ›Singular‹ im gleichen Sinne eine Menge von Wörtern umfasst, wie wir es uns für ›Substantiv‹ vorstellen können.